

# cpb

Christlich pädagogische Blätter



**Zukunftsweisend**

119. JAHRGANG, 2006/HEFT 4



## Schluss mit dem negativen Stereotyp Jugend

Egon Spiegel

Vor dem Hintergrund einer sozialwissenschaftlichen Variante der Chaosforschung wird niemand ernsthaft den Versuch einer konkreten Vorhersage langfristiger gesellschaftlicher Entwicklungen wagen und deshalb nicht auch nur Anstalten machen, antizipieren zu wollen, wie Jugend morgen leben und glauben wird. Eines darf und muss indes geschehen: es müssen Sichtweisen korrigiert werden, die Jugend in einem falschen Licht erscheinen lassen, und religionspädagogisch relevante theologische Ansätze dahingehend hinterfragt werden, ob sie lebensförderlich (im Sinne von beziehungsförderlich) sind. Dazu im Folgenden eine kleine Skizze.

### Intergenerationelle Harmonie

Die Art und Weise, wie bisweilen auch heute noch Erwachsene über die Jugend urteilen, können wir schon bei Sokrates finden: „Die Jugend liebt heute den Luxus. Sie hat schlechte Manieren, verachtet die Autorität, hat keinen Respekt mehr vor älteren Leuten und diskutiert, wo sie arbeiten sollte. Die Jugend steht nicht mehr auf, wenn Ältere das Zimmer betreten. Sie widerspricht den Eltern und tyrannisiert die Lehrer.“ Das Pauschalurteil schockiert, vor allem in der Hartnäckigkeit seiner Überlieferung und ständigen Wiederholung, und lässt neugierig fragen, was es wohl sein könnte, was über Jahrhunderte, ja Jahrtausende den Blick der Erwachsenen in derselben stereotypen Weise auf die Jugend hat lenken und von Gefühlen einer oft aggressiven Abwehr hat begleitet lassen. Vieles spricht dafür, dass es die Selbstdarstellungsversuche der Jugendlichen sind, die Erwachsene verunsichern und zu abschätzigen Bemerkungen verleiten, insbesondere dann, wenn sie von denen der Erwachsenen deutlich abweichen. Das sind dann vor allem: ihre Sprache, ihre Kleidung, ihre Haarmode, ihr Schmuck, ihre Musik, ihr Lebensstil, ihr Konsumverhalten, ihre Art des Arbeitens und Genießens usw. Dass hier nicht die Jugendlichen die Schwächeren sind, sondern möglicherweise diejenigen, die meinen, sich durch

negative Zuschreibungen über diese stellen zu müssen, ist hier nicht zu vertiefen. Die Jugendlichen, die ihren Blick nach vorne gerichtet haben und – an den Erwachsenen vorbei – in die Zukunft drängen, reagierten bisher genervt und suchten sich weiterhin von den Erwachsenen abzugrenzen.

Demgegenüber scheint sich aber gerade in unseren Tagen Bemerkenswertes zuzutragen: Jugendliche und Erwachsene begegnen einander in seltener Einmütigkeit und Harmonie. Jugendliche bleiben möglichst lange zu Hause wohnen und zeigen hohen Respekt vor den Älteren, während diese beispielsweise die Vormachtstellung der Jugendlichen im Handling der digitalen Möglichkeiten anerkennen. Und die eingangs noch erwähnten Pauschalurteile verstummen mehr und mehr. In einem Kurs mit SchülernInnen einer 9. Gymnasialklasse und ihren Eltern stellte sich heraus, dass die Musikvorlieben der einen wie der anderen nicht nur konvergieren, sondern größtenteils kongruent sind. Und bauchfrei und Piercings, Mini und vieles andere tragen heute auch noch Mütter. Noch ist es doch nicht lange her, dass die Kritiker der antiautoritären Erziehung der 60er und 70er Jahre des 20. Jahrhunderts frohlockt haben und vor allem in Gewaltszenen unter Jugendlichen die durchweg faulen Früchte der Antipädagogik auszumachen suchten. Und nun das Gegenteil. Jugendliche, die sich pragmatisch auf die Herausforderungen des Lebens konzentrieren und vor allem zweierlei zu bewältigen suchen: das Problem der Arbeitssicherung und das der Familiengründung. Die Kinder der Alt-68er wollen arbeiten und in verbindlichen familialen Strukturen leben und dieses im großen Rahmen einer geschützten Umwelt und friedlichen Weltpolitik genießen. Die Jugendlichen, an denen manche allzu gerne das Scheitern der antiautoritären Bewegung der 60er Jahre demonstrieren würden, sind pragmatische LebensbewältigerInnen und Familienmenschen.

### Winner und Loser

Jugendliche sind heute sichtlich bestrebt, einen ordentlichen Eindruck zu machen, sie zeigen sich fleißig, leistungsbereit und versuchen die ihnen zugänglichen Bildungsangebote möglichst gut zu nutzen. Sie sind informiert und problembewusst. Unter dem Druck einer Zukunft, die ihnen beruflich einen auf Dauer hohen Einsatz abverlangen wird, suchen sie, sich bestmöglich zu präparieren. Ihr ideales Erscheinungsbild sehen sie in den Yuppies, in den young urban professional people: das sind junge, erfolgreiche Leute, die bereit sind, mit Pragmatismus und Elan, Erfolgswillen und einem hohen Maß an Corporate Identity mehr als nur acht Stunden am Tag im Unternehmen zu verbringen, die sich zum Abschluss des Arbeitstages in einer angesagten Bar treffen, gepflegte Kleidung tragen und einen angepassten Wagen fahren, sich stets höflich zu benehmen wissen und, einer kosmopolitischen Grundstimmung und internationalen Weite verpflichtet, gegenüber Menschen anderer Kulturen, Nationen und Religionen sichtlich tolerant sind.

Vielen gelingt die Realisierung eines solchen Erscheinungsbildes. Viele scheitern aber auch daran: weil ihnen die Möglichkeiten und Voraussetzungen dazu fehlen, weil sie bereits

familiär und (vor)schulisch benachteiligt sind, weil es ihnen an intellektuellen Grundlagen und finanziellen Ressourcen mangelt usw. Mit Recht dürfen sie sich als die „Loser“ unter den gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen fühlen. Dass sie nicht auf Dauer nur mehr neiderfüllt auf jene schauen, die den „rat race“ nach oben gewonnen haben, haben uns jüngst die Vorgänge in Frankreich gezeigt. So sie sich nicht fatalistisch einer gesellschaftlichen Atomisierung und Marginalisierung dadurch ergeben, dass sie sich den „Loser“ individuell „anziehen“ und durch die Schwerkraft subjektiver Schuld- und damit einhergehender Minderwertigkeitsgefühle auf dramatische Weise in ihrem Handeln paralisieren lassen und sich in Krankheit und Armut einrichten, sondern trotzig aufbegehren und sich durch kollektive Proteste (von Straßenkämpfen mit der Polizei bis hin zur Wahl rechter Parteien) gegen ihr gesellschaftliches Randdasein stellen, werden sie die Zukunft der Gesellschaft von unten und von ihren Rändern her mitbestimmen. Die Kirchen werden es als eine ihrer zentralen Aufgaben zu sehen haben, die Armen und Reichen der Gesellschaft mit dem Ziel eines Interessenausgleichs (nicht nur auf der Ebene bloßer „Gesinnungsreform“, sondern auch auf der Ebene umgreifender „Zuständereform“) an einen Tisch zu bringen.

Die gesellschaftsökonomischen „Winner“ sind durchaus ansprechbar. Sie sind nicht herzlos. Ihr Leistungsdenken und Lebensstil vertragen sich durchaus mit einem von Gerechtigkeitsempfinden geprägten Werteverständnis. Vor allem steht ihnen jener Freiraum zur Verfügung, der notwendig ist, um den Blick frei zu haben für die Not anderer, ein Freiraum, der jenen, die im Alltag einen unerbittlichen Kampf um die nackte Subsistenzsicherung zu kämpfen haben, nicht vergönnt ist. Yuppies können, wollen und müssen – aus Gründen langfristiger Existenzsicherung sowie vornehmer Mitmenschlichkeit – (zumindest begrenzt) solidarisch sein. In religionspädagogisch verantworteten Bildungsprozessen ist diese Bereitschaft zu thematisieren und unter Aspekten der sozialen Verantwortung weiter zu entwickeln.

Hinsichtlich ihres Einwirkens auf strukturelle gesellschaftliche Rahmenbedingungen, die durch die Protegierung von Systemen und Mechanismen der Privilegienbildung einerseits und Marginalisierung andererseits die Spaltung in etwa arm und reich, in Loser und Winner fördert, wäre die katholische Kirche gut beraten, sich stärker beispielsweise dem analytischen Blick der sozialen Bewegungen, einschließlich etwa der Katholischen Arbeitnehmerbewegung, anzuschließen und die Stimme für die stumm gemachten bzw. stumm gewordenen Stummen und schwach gemachten bzw. schwach gewordenen Schwachen zu erheben (Spr 31,8), indem sie das Solidaritätspotential der gesellschaftlichen Systeme gegen gegenläufige Spaltungsprozesse herausarbeitet. Sie wäre darin glaubwürdiger, wenn sie etwa konfessions-, hierarchie- oder geschlechterbezogene Spaltungen im eigenen System selbstkritisch angehen und (im Sinne von Gal 3,28) aufheben würde.

### Vollmensch und nicht Heranwachsende

Die Tatsache, dass sich der Mensch entwickelt, hat in der Entwicklungspsychologie zur Konstruktion von Stufenmodellen

(Piaget, Kohlberg) geführt, die deutlich von einem Erwachsenen zentriert sind. Aus dessen Perspektive ist der Jugendliche ein Heranwachsender und seine Lebensphase eine Durchgangphase. Am Ende der Entwicklung steht der voll entwickelte Mensch: der Erwachsene. So betrachtet kann sich der Jugendliche nicht ernst genommen sehen. Ebenso wenig kann er jene, die ihn so sehen, ernst nehmen. Wie der Erwachsene ist auch der Jugendliche, ebenso das Kind, bereits Vollmensch. Auch moralisch, auch religiös gesehen. So mögen Stufenmodelle moralischer bzw. religiöser Entwicklung beispielsweise unter kognitiven Aspekten mit einer gewissen Berechtigung konsekutive Entwicklungsschritte hervorheben und Aufstiegstheorien konstruieren, hinsichtlich einer fundierten Einschätzung der Qualität religiöser bzw. moralischer Einstellungen und Handlungen führen sie aber eher in die Irre. Die Art und Weise, in der sich ein Kleinkind vertrauensvoll auf die Welt einlässt, und das ungetrübte prosoziale Verhalten eines Jugendlichen können durchaus einen so in ihrem übrigen Leben nicht mehr erreichten religiösen bzw. moralischen Peak markieren. So wird die Annahme, dass der Jugendliche noch unfertig sei, diesem ebenso wenig gerecht, wie die Ansicht, dass der Jugendliche in der Schule für das (spätere) Leben lernt. Schule ist Leben und kein Experimentierfeld für das Leben außerhalb und danach, und sie bereitet auch nicht auf den noch ausstehenden Ernst des Lebens vor. „Education is not a preparation for life; education is life itself.“ Vor dem Hintergrund dieser Ansicht von Jugend und Bildung versteht sich die Forderung nach Partizipation von Jugendlichen und Kindern im Sinne einer echten Teilnahme und nicht bloßer Teilhabe an beispielsweise politischen Willensbildungsprozessen.

### Religiös neugierig und produktiv

Vor demselben Hintergrund leveln auch Formulierungen, wie die, dass sich Jugendliche ihre Religiosität „basteln“, die gerade auf diesem Feld bemerkenswert produktiven Leistungen von Jugendlichen in despektierlicher und aus jugendlicher Sicht eigentlich nicht akzeptierbarer Weise auf eine an sich belanglose, existentiell bedeutungslose, rein spielerische Tätigkeit (das ist doch Basteln in seiner landläufigen, nicht elementarpädagogischen Bedeutung) herunter. Was ist denn intellektuell das Beeindruckendere: die Anpassung an vorgegebene Normen oder das synkretistische Wagnis? Noch wagen Jugendliche religiöse Kombinationen und nehmen die Anstrengungen ihrer Ausarbeitung auf sich; der neue Jugendliche wird sich möglicherweise wieder in (kirchliche) Normen einkuscheln und/oder sich relativ unkritisch in den gesellschaftlichen Koordinaten einer Civil Religion als einer Art moderner Volksfrömmigkeit bewegen. Ob das Kirche recht sein kann und Kirche will? Jugendliche sind heute weitgehend kirchlich indifferent, das ist aus der Sicht der Kirche ärgerlich, sie sind aber nicht religiös indifferent. Die Unterscheidung ist wesentlich. Wer kirchlich und religiös indifferent gleichsetzt, der sucht selbst in religiösen Fragen nicht mehr das Gespräch mit der Jugend und verbaut ihnen damit eine Brücke für ein wiedererwachendes Interesse an Kirche. Jugendliche akzep-

tieren und konsumieren in Film und Musik sowie Printmedien religiöse Elemente zuhauf. Und sogar kirchliche. Der in der Postmoderne aufwachsende Jugendliche ist offen für alles, ist interessiert und neugierig. Er nutzt den Markt der Möglichkeiten und lässt sich dort durch die verschiedenen Angebote an die unterschiedlichsten Stände treiben. Die Kirchen haben keine andere Wahl, als dies als Chance zu begreifen und, ganz im Sinne der klassischen Theologie, auf Glauben in Freiheit zu setzen und offensiv – wie der neue Papst in seiner Regensburger Vorlesung (s.u.) zurecht betont hat – die Verbindung von Glaube und Vernunft zu suchen. Die Pädagogik des Kirchenraums weiß diese Chance zu nutzen, indem sie vor Ort, in einer Kirche (im Rahmen interreligiösen Lernens auch in einer Moschee oder Synagoge), die dort aufbrechenden Fragen aufgreift und unterrichtlich gezielt vertieft.

### Beziehung und die Gottesfrage

Untersuchungen zu sozialen Einstellungen von Jugendlichen belegen seit den 1990er Jahren, dass sich diese stark an ihre Familie gebunden sehen. In einer Untersuchung von Heiner Barz zählen das Gespräch mit Mutter und Vater zu den zentralen „autotherapeutischen“ Erfahrungen. Der Trend einer hohen Wertschätzung der Familie scheint sich zunehmend noch zu verstärken und unterstreicht die generelle Tatsache, dass Jugendliche existentiell auf Beziehung setzen. Dem entspricht eine Solidarität, die vor allem auf einer mittleren sozialen Ebene ihren Ausdruck findet. So ist es weniger die große Politik, die die Jugendlichen anspricht, als vielmehr das konkrete, sichtbare Engagement für die anderen. Jugendliche sind tendenziell für einander da, vor allem, wenn sie einander brauchen. Jugendliche sind solidarisch und zum sozialen Engagement bereit. Freundschaft und Liebe genießen in ihren Wertehierarchien oberste Präferenz. Auch das zeigen durchweg alle Untersuchungen der letzten beiden Jahrzehnte. Beziehung schlechthin – das muss nicht verwundern – ist unverkennbar das wichtigste im Leben der Jugendlichen und Kinder. Dies entspricht einer anthropologischen Grundeinschätzung, wie sie nicht deutlicher zum Ausdruck kommen konnte als in den biblischen Schriften. Hier stehen Beziehungsvorgänge nicht nur unverkennbar im Vordergrund, sondern sind Ausgangspunkt und Basis der Gotteserfahrung. Ihr roter Faden zieht sich von Adam und Eva über die Exodugesellschaft bis hin zu den Tischgemeinschaften Jesu. Es sind Befreiungs- und Beziehungsvorgänge, an denen sich das Credo Israels festmacht. Der Gott Israels offenbart sich in Beziehung, als „Macht in Beziehung“ (Carter Heyward). Das hat wie keine andere die Dialogische Philosophie, hier vor allem Martin Buber, herausgestellt. Der Gott, von dem in jüdisch-christlicher Tradition nicht anders als in der Vorstellung eines „Da ist etwas (für euch) da“ (JHWH) gesprochen werden kann, stiftet die Kommunikation und den Dialog, ist das unverfügbare Inter in der Interaktion, ist das geheimnisvolle Zwischen und als solches beziehungsstiftendes, schalomstiftendes Band zwischen Einzelnen und Gruppen.

Ein solches Gottesverständnis ist religionspädagogisch hoch relevant. Ihm entsprechen Ansätze einer „Religions-

pädagogik der Beziehung“. Das meint: die Gottesfrage wird nicht lehrhaft ins Gespräch gebracht, sondern entzündet sich – idealiter – wie von selbst an dem Phänomen Beziehung. Indem dieses in den Raum gestellt wird, als solches eigens wahrgenommen und auf seine innere Tiefendimension hin reflektiert wird, erschließt sich an ihm – aufstiegstheologisch, induktiv – Gott als konkrete zwischenmenschliche Größe, als reale, sozialpraktische Wirkmacht. Umgekehrt, und darauf zielt sozio-theologisch orientierte Religionspädagogik, bedingt Glauben im Sinne eines ungeteilten Vertrauens auf Gott als Macht in Beziehung ein. Bauen auf Gott, dem jede Art von Gewalt widerspricht. Wo der Wirkmacht Gottes konkret vertraut wird, hat Gewalt keinen Platz. Entweder das eine oder das andere. Deshalb hatte sich Israel entweder für einen König auf der einen Seite oder den, der da ist, auf der anderen Seite zu entscheiden (1 Sam 8), im anderen Fall für das Pferd (das Kriegspferd) auf der einen Seite oder für den, der da ist, auf der anderen Seite (Hos 14,4), für die militärische Verteidigung auf der einen Seite oder für den, der da ist, auf der anderen Seite (Jes 7,9). Und deshalb exerziert Jesus dieses Credo bis zur letzten Konsequenz des Gewaltverzichts: die Leidensbereitschaft bis hin zu seiner Kreuzigung.

### Theologie aus der Mitte des Lebens

Der Gott Israels und damit der Gott Jesu ist ein Gott des Lebens (Dtn 30,15-20; Ez 18,32). Ohne sich von dem, der da ist (vgl. Ex 3,14), ein Bild machen zu wollen, darf seine Spur entdeckt und aufgenommen werden in dem, was von Jesus hinsichtlich seines Beziehungshandelns bezeugt wird. Nicht erst die Kreuzwegstationen markieren die durch Jesus freigesetzte Beziehungsdynamik, es sind auch und zunächst seine vielfältigen Beziehungsstationen vor der Endphase seines Lebenseinsatzes für die „Herrschaft Gottes“ und auch und schließlich jene Beziehungsstationen nach dieser Endphase, die auf eine beziehungsstiftende göttliche Dynamis verweisen. So setzt denn auch das eucharistische Bekenntnis „Deinen Tod, o Herr, verkünden wir, und deine Auferstehung preisen wir, bis du kommst in Herrlichkeit“ zu kurz und viel zu spät an: wengleich auf dem Höhepunkt, so doch auch am Rand seines Lebens. Am Rand des Lebens, in Grenzsituationen, in der Katastrophe und Krise, im Leid, in der Trauer, im Falle der Krankheit und des Todes, nicht zuletzt in der Schuld, verankert sich in der Regel christliche Theologie, und nicht in der Fülle des Lebens, in seiner prallen Mitte. Statt zuerst Bios im Bios zu suchen, das Leben im Leben, sucht Theologie das Leben vornehmlich im Tod, Bios im Nekros. Kirche treibt Theologie in erster Linie an der Grenze des Lebens statt in seiner Mitte. Dass sie in erster Linie Licht in dunkle Räume zu bringen versucht, zeichnet sie aus; indem sie es vornehmlich tut, setzt sie Akzente, die nicht nur biblisch fragwürdig sind, sondern jungen Menschen, die aus der Fülle zu leben versuchen, den Zugang zu jener Mitte zu verbauen drohen, der sich diese Fülle verdankt. Das Gottessymbol der Jugend ist zunächst das Abendmahl, die Tischgemeinschaft Jesu. Um es gleich hinzuzufügen: das Kreuz ist es auch. Aber warum dieses zuerst und oft isoliert, als das entscheidende und zentrale? Warum

nicht die Veralltäglicung des Abendmahls als Inbegriff der zahlreich bezeugten Tischgemeinschaften Jesu und der darin aufscheinenden Gott-verdankten Beziehungsdynamik? Die der Jugend geschuldete Theologie ist zuerst eine Theologie aus der Fülle, aus der prallen Vitalität, aus der gelingenden – gleichwohl als solche auch immer gefährdeten und bisweilen misslingenden – Beziehung. Die Bibel ist davon voll. Und die Religionspädagogik hat damit jene Brückenpfeiler, die sie biblischerseits benötigt, um in korrelationsdidaktischen Prozessen deutlich werden zu lassen, dass sich auch die Brückenpfeiler aktueller Beziehungserfahrungen als Gottessymbole eignen: dass auch im sozialen Spannungsfeld einer Party oder beim spontanen mitternächtlichen Pizzateessen etwas von dem aufscheint, was sich durch die Tischgemeinschaften Jesu offenbart: Gott als Macht in Beziehung. „In einem Kuss, der selbstlos macht, liegt so viel Gott“, singt die deutsche Popgruppe PUR. Die Verbundenheit auf einer Party, der gemeinsam betriebene Sport, der Austausch von Lieblingsmusik, Freundschaft, Partnerschaft und Sexualität, die Teilnahme an (Groß-)Events, die breite Nutzung von Medien als Basis sozialer Netzwerke (Internet, Handy), die nonverbale Selbstdarstellung dank Körperschmuck und Kleidung und ein darauf bezogener Konsum – dieses und vieles mehr sind zunächst einmal Gottessymbole: sie verweisen über sich hinaus auf jene Macht, der sich das Leben in der Deutung biblischer Tradition verdankt. Es gibt keinen Grund, einer „Theologie aus der Fülle“ die Kraft dadurch zu nehmen, dass ein Leben in den oben beschriebenen Koordinaten von Party und Konsum mit Blick auf die Ungerechtigkeiten des Lebens als leichtfertig und als unverantwortlich schlecht geredet und verworfen wird. Wer aus der Fülle Theologie treibt, der engagiert sich auch aus der Fülle für die gerechte Verteilung und ist – bei einem zweiten Hinsehen – auch bereit, die (teilweise brutalen) Schattenseiten zu diskutieren, die diese Fülle zu werfen vermag, und darüber ein anderes, kritisches Verhältnis zur Fülle des Lebens zu gewinnen.

### Zusammenwachsen im Kontext kultureller, religiöser und ideologischer Pluralität

Die zukünftige Jugend wird zunehmend in multi-kulturellen und multi-religiösen Zusammenhängen aufwachsen. Dabei werden die kulturellen bzw. religiösen Besonderheiten und damit auch Unterschiede zwischen den Kulturen und Religionen abnehmen. Die eine Seite dieser Entwicklung sind Verluste gewachsener Traditionen, die andere Seite Konfliktminimierung durch Angleichung und Nähe. Kurz und gut: die Entwicklung hin zu einem Weltethos. Der Religionsunterricht öffnet einen Raum, innerhalb dessen die mitten in diese Entwicklung hineingenommene Jugend kompetent begleitet werden kann. Am Ort des Religionsunterrichts können Jugendliche, welcher kulturellen, religiösen und konfessionellen Herkunft sie auch immer sind, miteinander ins Gespräch gebracht werden. Wenn nicht hier, wo dann sonst kann aus dem Multi ein Inter werden und die alltägliche Begegnung der Kulturen und Religionen in der konkreten Begegnung ihrer Angehörigen – unter der sachkundigen Anleitung von ReligionslehrerInnen welcher

Kultur, Religion und Konfession auch immer – reflektiert und auf angemessenem Begegnungs- und Beziehungsniveau vorangetrieben werden. Selbstverständlich bedarf es dazu nicht nur einer entsprechenden Qualifizierung durch Studium und Fortbildung, sondern auch struktureller (schulpädagogischer, unterrichtlicher) Vorgaben, die Begegnungen und Beziehungen dieser Art möglich machen. Vor allem bedarf es kirchlicherseits einer Fortschreibung der immer noch viel zu wenig bekannten und berücksichtigten Konzilserklärung „Nostra aetate“, die in einer deutlichen Geste der Toleranz und Akzeptanz betont, dass alle Religionen am Lichtstrahl der Wahrheit partizipieren. Dass in diesem Sinne im interreligiösen Dialog Fortschritte zu erwarten sind, verdankt sich einem sicherlich unglücklichen und für einige sogar tödlichen Vorgang: dass nämlich der jetzige Papst durch die Wiedergabe einer negativen Äußerung über Mohammed und die Lehre des Islam sowie eine spezielle Koranexegese im Rahmen einer Vorlesung am Rande seines Deutschlandbesuchs weltweit auf zum Teil heftige Kritik gestoßen ist. Um diese abzufedern, wird derselbe Papst nicht umhinkönnen, alles zu unternehmen, um auf die Angehörigen und Vertreter des Islam auf eine Weise zuzugehen und dabei Zugeständnisse an einen interreligiösen Dialog zu machen, wie es ihm – ohne den hausgemachten Konflikt – möglicherweise nicht ohne weiteres möglich gewesen wäre, und damit einen Dialog anheizen, für den die heutige Jugend sicher zu gewinnen ist. Umfragen unter Jugendlichen, die Internationalisierung von sportlichen und kulturellen Events, Globalisierungsprozesse in Musik und Mode usw. deuten jedenfalls darauf hin.



Univ.-Prof. Dr. Egon Spiegel ist Inhaber des Lehrstuhls für Praktische Theologie, Religionspädagogik und Pastoraltheologie am Institut für Katholische Theologie der Hochschule Vechta.

Christus-Bekenntnis

In deinen Blicken  
Der Mensch

In deinen Worten  
Sinn

In deinen Händen  
Leben

In deinem Sterben  
Zukunft

In deinen Spuren  
Gott

Stefan Schlager